

# ZEIT MAGAZIN

21. SEPTEMBER 2017



Hildegard Weiß,  
87, aus Perlin,  
einem Dorf  
in Mecklenburg,  
wartet einmal  
die Woche auf den  
Lebensmittelbus

# ZEIT MAGAZIN

NUMMER 39

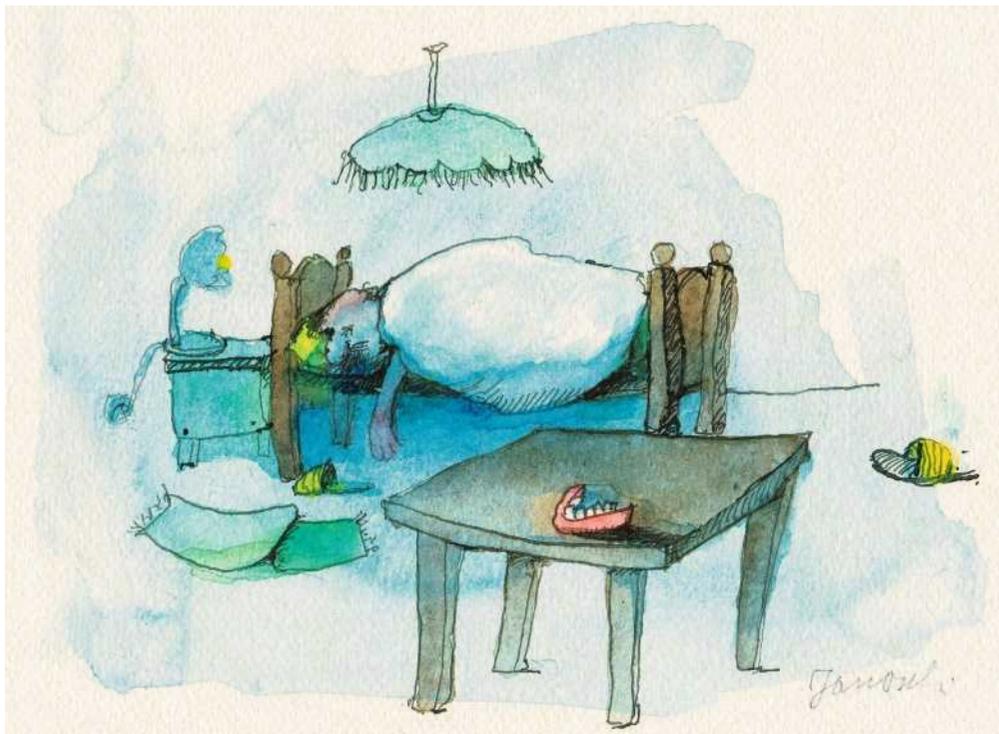


Die ostdeutsche Seelenlandschaft –  
eine Reportage auf 28 Seiten

Als wir den südafrikanischen Fotografen Pieter Hugo fragten, ob er Lust habe, unser diesjähriges Fotografie-Heft zu gestalten, sagte er sofort Ja – und er wolle am liebsten durch den Osten Deutschlands reisen. In den Wochen vor der Wahl fuhr er mit unserem Kollegen Fritz Habekuß, 27, Redakteur im Ressort Wissen, durch die neuen Bundesländer. Hugo, 40, ist einer der renommiertesten Fotokünstler seiner Generation, er zeigt den Osten mit bestechend nüchternem Blick. Und Habekuß, im brandenburgischen Lindenberg aufgewachsen, geht der Frage nach, was die Ostdeutschen, die in der Endphase des Wahlkampfs durch Rüpeleien auffielen, so anders macht. Über die Frau auf unserem Titelbild sagt Pieter Hugo: »Frau Weiß war die erste Person, die ich auf unserer Reise fotografiert habe, nachdem wir bereits fünf Absagen bekommen hatten. Das Bild entstand, als sie auf den Lebensmittelbus wartete, später lud sie uns noch in ihre Wohnung ein – dort durfte ich allerdings nicht fotografieren.« Die Reportage beginnt auf Seite 16.

Herr Janosch, was hilft gegen nächtliches Zähneknirschen?

»Man nimmt einfach das künstliche Gebiss heraus und legt es auf den Tisch. Wenn man kein künstliches Gebiss hat, kann man sich zuvor eines beim Zahnarzt besorgen.«



Titelfotos Pieter Hugo



## Land ohne Lächeln

Unser Fotograf aus Südafrika war noch nie im Osten, unser Reporter ist dort aufgewachsen. Gemeinsam durchquerten sie Ostdeutschland und begaben sich auf die Suche nach dessen Seele – und einer Antwort auf die Frage, warum hier die Menschen vieles so anders sehen





Wer den Osten verstehen will, muss aufs Land fahren. Etwa zu Sieglinde Schröder vom Gasthaus zum See in Neuenkirchen am Schaalsee, Mecklenburg. Oder zu Johannes Albrecht aus Meißen, der es liebt, im Sommer Sandalen zu tragen. Fotografiert hat beide Pieter Hugo, 40, von dem alle Bilder zu dieser Geschichte stammen. Der Südafrikaner ist bekannt für seine ungewöhnlichen Porträts. Im Frühjahr widmete das Kunstmuseum Wolfsburg ihm eine Retrospektive



Ostdeutscher Sinn für Ordnung: Ein Rosenspalier vor einem Haus auf dem Land – und eine Wohnung, die sich ein Pfarrer in Leipzig mit alten Möbeln großbürgerlich eingerichtet hat



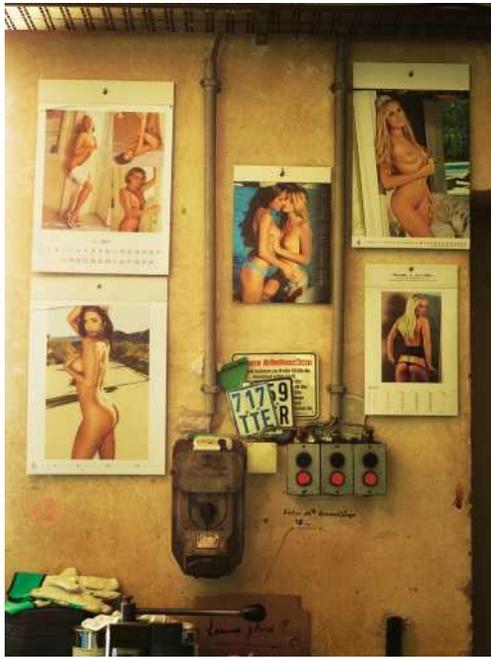
Claudia Neubarth und Hans Serner in Lindenberg, Brandenburg. Sie haben dort einen Hof gekauft und arbeiten als Marionettenspieler – im Ort auch gern für Gegenleistungen statt für Geld



Im Haus eines Professors in Groß Pankow in Brandenburg. Nach der Wende hat er das alte Gutshaus seiner Familie zurückgekauft. An der Wand ein Gemälde, das seinen Vater zeigt



In Buckow in der Prignitz kümmert sich Manuela März um zwei Schwalbenjunge, die aus dem Nest gefallen sind – sie legt sie in ein anderes Schwalbennest



Pin-ups in einer Schlosserei in Pödelwitz bei Leipzig. In dem einsamen Blumenkübel hat jemand Stiefmütterchen gepflanzt



Der Kampftainer Viktor Schott hat sich in Leipzig mit einem Selbstverteidigungs-Studio selbstständig gemacht. Er sagt, zu ihm kämen viele, die sich seit der Flüchtlingskrise nicht mehr sicher fühlten



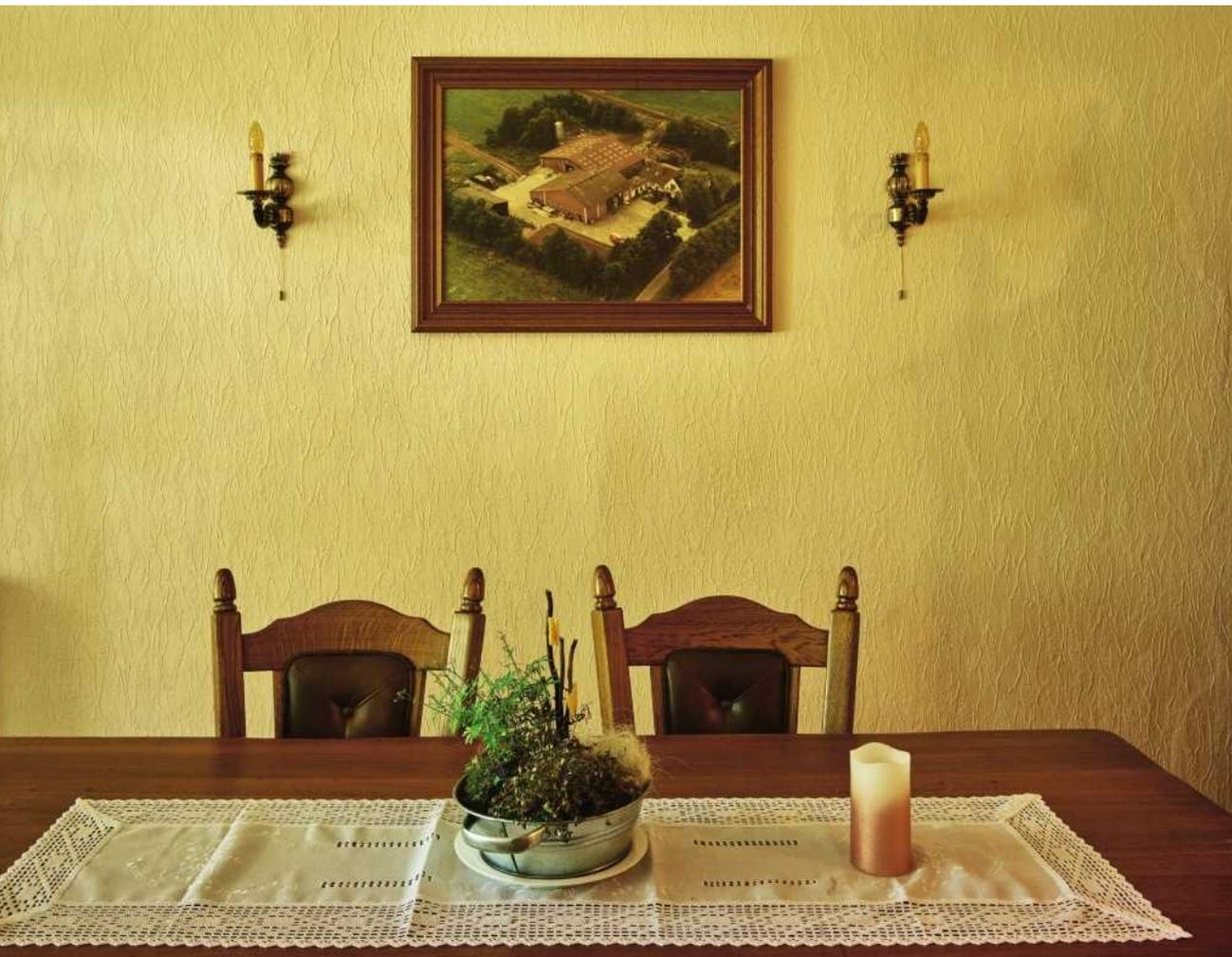
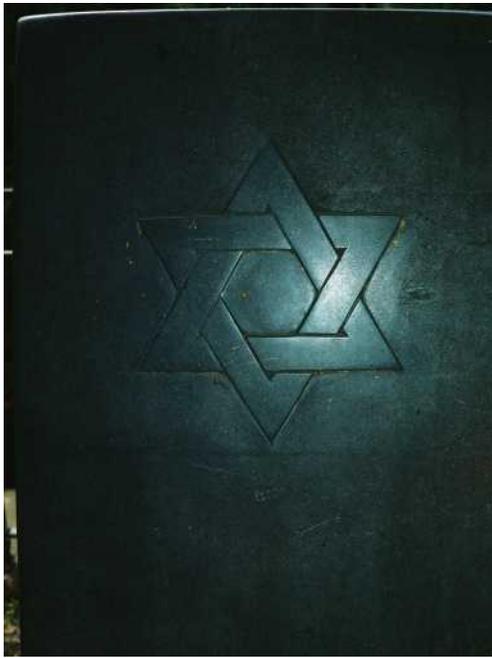
Vanessa Ahlert ist 19 Jahre alt und lebt in der Nähe von Kyritz, Brandenburg



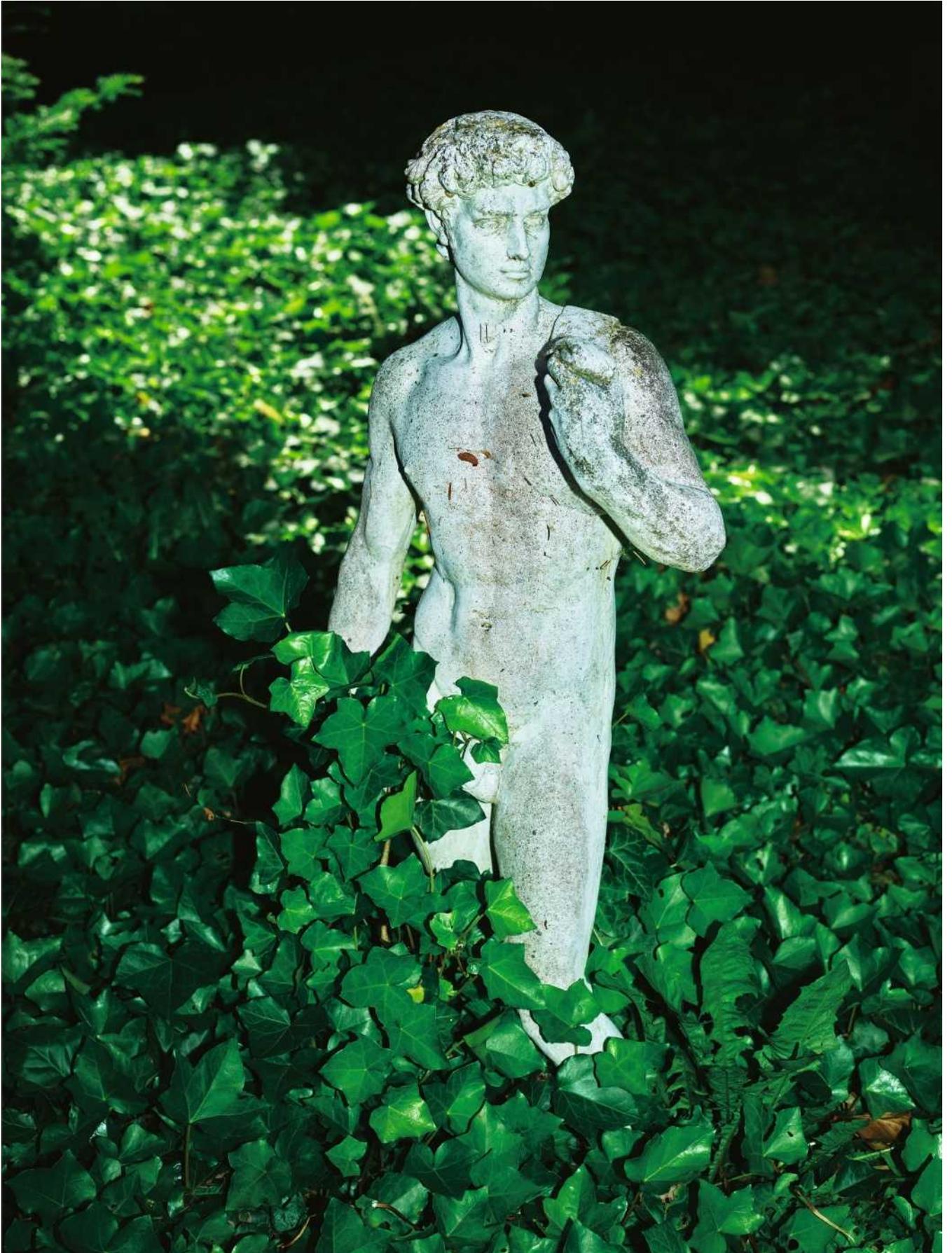
Ein von einem Auto getöteter Rehbock auf einer Landstraße bei Groß Pankow, Brandenburg







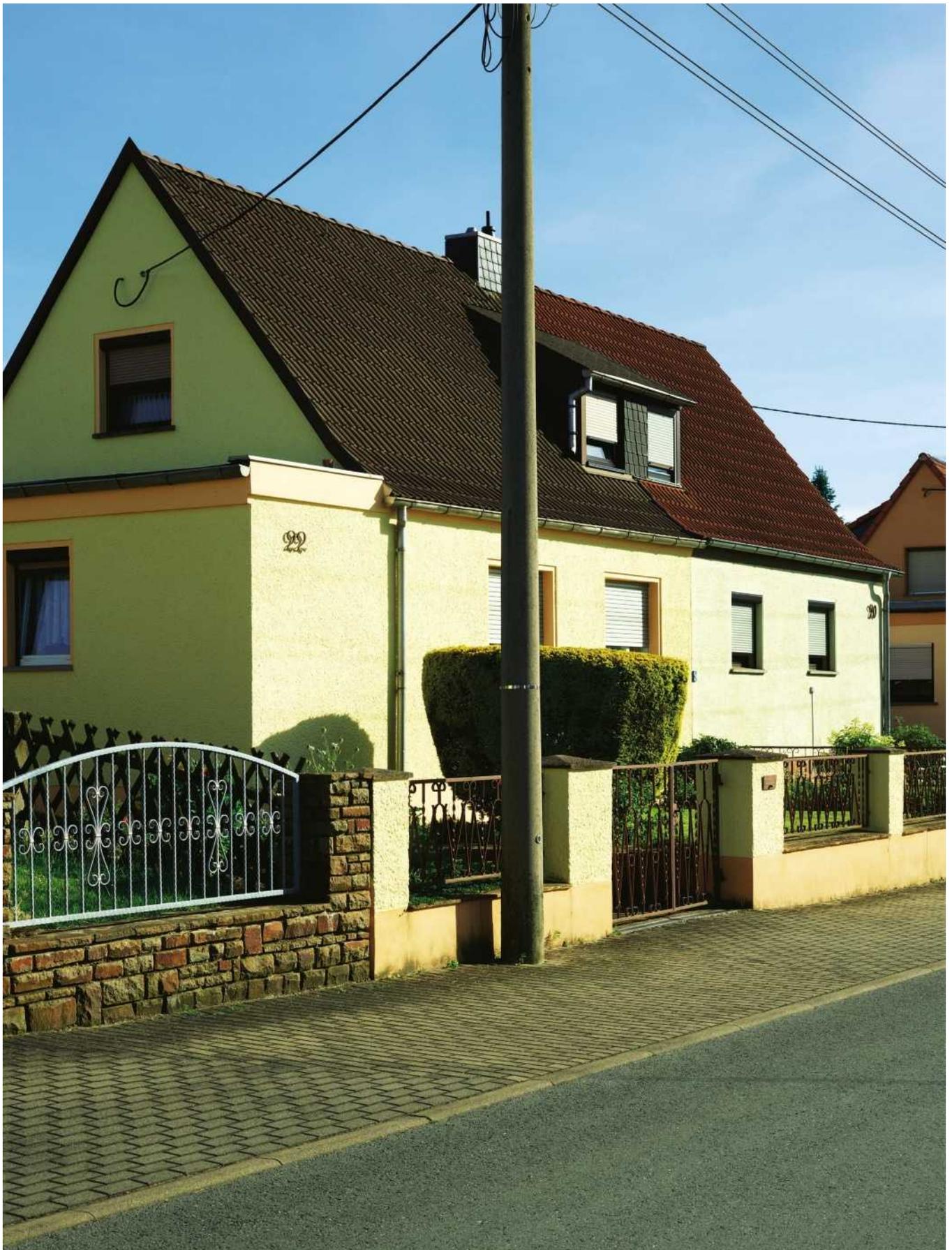
Oben: Denkmal für deportierte Juden in der Nähe des Leipziger Zoos  
Unten: Wohnzimmer einer Bauernfamilie in Körchow, Mecklenburg



Diese antik aussehende Statue hat sich ein Unternehmer in Neuhof am Schaalsee in den Garten gestellt



Oben: Lara Spät in ihrer Küche in Leipzig. Sie studiert Kulturwissenschaften  
Unten: Mohnblumen auf einer Wiese, entdeckt am Straßenrand



Ein Wohngebiet in Riesa, Sachsen

Als wir in Hamburg losfahren, hat der hässliche Teil dieses Wahlkampfes noch nicht angefangen, und wir beginnen unsere Reise ohne feste Route, ohne Ahnung, wohin sie uns führen wird. Was wir haben, sind Seiten voller Telefonnummern von ganz normalen Menschen und neun Tage Zeit: Wir wollen durch Ostdeutschland fahren, um mit denen zu reden, die kein Amt besitzen, keine Funktion. Um herauszufinden, was es im Jahr 2017 bedeutet, ostdeutsch zu sein. Der unberechenbare Osten könnte die Wahl entscheiden, heißt es oft. Was treibt die Leute dort um? Wir, das sind der südafrikanische Fotograf Pieter Hugo, der von Deutschland bisher nur Berlin und München kannte, und ich, der Reporter. 1990 geboren, aufgewachsen in Lindenberg, einem Dorf in Brandenburg, 250 Einwohner. Mit 19 tat ich das, was dort nach der Schule fast alle tun: Ich packte meine Sachen und zog weg. Auch in Lindenberg werden wir haltmachen. Mehr als 1400 Kilometer fahren Pieter Hugo und ich durch Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen, und jeder, mit dem wir uns unterhalten, hat eine Geschichte zu erzählen. Der Alte, dessen Foto einst als Symbol der Wut gegen Hartz IV in Tageszeitungen gedruckt wurde und der jetzt verbittert im Rollstuhl in seiner Garage sitzt. Der ehemalige Bürgermeister, der mit dem Bus übers Land fährt und Kekse, Milch und Möhren verkauft. Der Gärtner, dem sein Dorf abhandenkommt, weil es von Maisfeldern und Windkraftanlagen eingekesselt ist. Emotionale Ausbrüche wie die Pfeifkonzerte und »Hau ab«-Brüllchöre, die Angela Merkel zweieinhalb Wochen vor der Wahl bei Auftritten in Finsterwalde oder Torgau entgegenschlagen, erleben wir in diesen Tagen nicht. Doch der Wut begegnen wir, sie ist nur etwas leiser, zurückhaltender.

#### Kilometer 120, Strahlendorf in Mecklenburg

Am ersten Tag treffen wir Stefan Pötschke. Er will uns auf seiner Freitagstour über mecklenburgische Dörfer mitnehmen, wo er Joghurt, Kekse und Zigaretten verkauft. Das Erste, was uns auffällt, nachdem wir die Autobahn verlassen haben: wie leer es hier ist. Was es gibt, sind Sommerakkorde aus den immer gleichen Tönen, aus Windkraftanlagen, Maisfeldern, Weizenfeldern, alles in Übergroße, ausgerichtet auf die Bedürfnisse der futuristisch wirkenden Mähdrescher und Traktoren.

Stefan Pötschke wartet an einer Kreuzung in Strahlendorf auf uns, 15 Autominuten von Schwerin entfernt. Dort hat er seinen alten Mercedes-Bus geparkt. Er hat ihn zu einem »Frische-Mobil« umgebaut, einem Tante-Emma-Laden auf Rädern. Pötschke war mal Bürgermeister und damit SED-Mitglied. Vor der Wende verkörperte er den Sozialismus, nach der Wende das alte System. »Das mit dem Bürgermeister, das ging ja dann nicht mehr«, sagt er und zupft sich den weißen Kittel gerade. Das mit dem »Frische-Mobil« geht eigentlich auch nicht mehr, aber es ist schon Plan C. Einen Plan D hat er nicht. Also muss das hier funktionieren.

Pötschke ist spät dran, zwar nur zehn Minuten, aber an der ersten Station warten schon drei Kunden. Niemand, den wir an diesem Tag treffen werden, ist unter 60. Ein Mann kauft Tomaten, zwei Bananen und Joghurt, eine Frau Soßenbinder und ein Klatschblatt. Der Titel will ihr nicht einfallen, nur der Preis: 79 Cent.

Zehn Dörfer fährt Pötschke an diesem Nachmittag an. Wenn er hält, drückt er auf einen Knopf. Eine Melodie ertönt, die er »meine Musik« nennt, sie lockt die Kundschaft aus den Häusern. Meist sind es Frauen in Röcken aus derbem Stoff, die Haare zur Dauerwelle oder zum Dutt frisiert. Gekauft wird das Nötigste, die meisten Einkäufe bleiben unter 30 Euro, wenn es teurer wird, liegt das manchmal an einer 0,7-Liter-Flasche Korn.

Nach der Wende machte sich Pötschke selbstständig, er übernahm den Laden in seinem Heimatdorf, den Konsum, wie man im Osten heute noch sagt, beide Silben kurz gesprochen: Konn-summ. Das ging ein paar Jahre gut, ein paar Jahre schlecht und dann nicht mehr. In den umliegenden Dörfern bauten die Gemeinden Gewerbegebiete, und die lockten die Discounter an. Diese Landschaftsplanung, die sich ausschließlich auf wirtschaftliche Argumente und nicht auf sozialen Zusammenhalt stützt, war für viele Gemeinden fatal. Auch wenn die toten Schaufenster in den Zentren von Kleinstädten längst die Geschichte des Scheiterns dieser Politik erzählen, werden noch immer Läden von Aldi und Penny und Norma und Lidl und Netto in der Peripherie eröffnet.

Wer heute bei Pötschke einkauft, hat keine andere Wahl. Weil er zu alt ist oder zu krank oder zu allein oder zu kaputt. Der Lebensmittelbus bedeutet aber auch ein Stück Freiheit und Lebensqualität. Viele von Pötschkes Kunden sind die Letzten ihrer Familien, die Kinder sind nach der Wende in den Westen gezogen, der Arbeit hinterher, die Enkel sind dort geboren. Wer alt ist in einem ostdeutschen Dorf, der ist oft auch allein.

Hier draußen, wo so wenige Menschen leben, dass die Landstriche in manchen Statistiken als unbevölkert gelten, ist es oft das Engagement Einzelner, das über die Lebensqualität eines Ortes entscheidet. Das Engagement von Leuten wie Pötschke.

Unterwegs mit ihm durch die Dörfer, stoßen wir vorwiegend auf Ablehnung und Misstrauen. Wann immer wir uns als Journalisten vorstellen und um ein Gespräch bitten, wenden sich die Blicke ab. »Nicht so einfach, was?«, sagt Pötschke. Er kennt die Schicksale seiner Kunden, er hat sich an die Dramen gewöhnt. »Anfangs war ich nur Verkäufer, mittlerweile bin ich auch Sozialarbeiter«, sagt er. Er ist selbst ein Verlierer des Systemwechsels, doch er hat das Beste daraus gemacht.

Eine einzige seiner Kundinnen mag mit uns über ihr Leben reden – Hildegard Weiß, die Frau auf unserem Titelfoto. Sie lebt auf einem alten Bauernhof, ihr Mann ist gestorben. »Ich hab Schafe, ein paar Hühner, Nachbarn, die mir helfen. Ich komm so durch.« Immer wenn wir weiterfahren, kleben die Dörfer an den Rändern der Durchfahrtsstraßen. Die meisten Fassaden sind renoviert, der Rasen ist akribisch gemäht. Blumen blühen in genau umgrenzten Beeten. Die Häuser sind verdruckst, ihre Fensteraugen sind klein und verhangen, sie sagen dem Reisenden: Bitte fahren Sie weiter – hier gibt es nichts zu sehen.

#### Kilometer 334, Groß Pankow in Brandenburg

Im nordwestlichen Zipfel von Brandenburg liegt die Prignitz, ein Landstrich, für den der Ausdruck »plattes Land« erfunden wurde. Die Region im Niemandsland zwischen Berlin und Hamburg gehört zu den am dünnsten besiedelten Gegenden



Deutschlands, und zu den ärmsten. Wir treffen hier Heiko Baich, weil wir mehr von seinem Kampf erfahren wollen. Einem Kampf, den er wahrscheinlich schon verloren hat. Die Zukunft als »blühende Landschaften«, die Helmut Kohl den neuen Bundesländern 1990 versprach, löst die Prignitz im Frühjahr wörtlich ein, in Form von endlosen gelbstrotzenden Rapsfeldern. Die Böden sind sandig und schlecht, wir sehen aus dem Autofenster eine ewige Abfolge aus Raps gelb, Mais- und Winterweizengrün, umgeben von Hundertschaften von Windrädern. Ein paar von ihnen stehen nur wenige Hundert Meter von Groß Pankow entfernt, dem Heimatdorf von Heiko Baich. 300 Menschen leben hier. Wer eine qualifizierte Arbeit sucht, eine gute Infrastruktur oder unberührte Natur, findet sie woanders. Baich geht voran über seinen Hof, hier sprießt kein Halm, wo er nicht sein soll. Wir wollen mit ihm über die geplante Mülldeponie im Nachbarort Luggendorf sprechen. Wird sie genehmigt, wonach es im Moment aussieht, donnern bald Lkw im Zehnminutentakt an Baichs Haus vorbei. Doch bei dem Thema bleibt das Gespräch nicht lange. »Als wir hier gebaut haben, war nichts als Natur rundherum. Erst kamen die großen Äcker, dann die Windräder«, sagt Baich. 100 Meter hoch, maximal, durften die Anlagen damals sein. Dann gab es eine Sondergenehmigung nach

der anderen. Mittlerweile ragen die Anlagen bis zu 200 Meter hoch. Der Abstand zum Dorf ist gleich geblieben. »Was haben wir davon?«, fragt Baich auf seiner Terrasse. Auf dem Tisch liegt eine Mappe voller Schreiben, die den Streit um die Mülldeponie dokumentieren. Doch sein Kampf ist längst größer: »Uns wird das weggenommen, was einst unser Dorf ausgemacht hat: Natur, Ruhe, Zusammenhalt.« Vor allem die Windturbinen sind es, an denen sich die Bewohner ganzer Dörfer entzweien. Mit der Belastung durch Schlagschatten oder Rotorenlärm müssen alle leben. Wer hingegen sein Land an die Windparkbetreiber verpachtet, kassiert jährlich fünfstelligen Beträge. So hat die Energiewende Dörfer 30 Jahre nach der Überwindung der vermeintlich klassenlosen Gesellschaft neu aufgeteilt: in ein paar wenige, die bekommen, und in viele, die leiden. Hinter dem Garten von Baich wächst Mais, wie fast überall in der Gegend. Mit ihm werden die ewig hungrigen Bäuche der Biogasanlagen gefüttert. Die Anlagen stehen in den Feldern wie Artefakte einer fremden Welt. Die Vision von nachwachsender Energie wurde erdacht in Behörden, Universitäten und Ministerien in Großstädten, das Ergebnis sieht man in Dörfern. Nicht weit entfernt befindet sich einer der größten Kuhställe Ostdeutschlands, 4000 Tiere werden dort gemolken. Auch riesige



Heinrich Schrader aus Zernikow in Brandenburg sitzt im Rollstuhl, seit ihm ein Bein amputiert wurde. Er erwarte nichts mehr von den etablierten Parteien, sagt er

Milchfabriken wie diese sind Resultat einer Politik, die in Berlin gemacht wird. Als die Quote für Milch vor zwei Jahren fiel, expandierten die großen Höfe, viele kleine gaben auf oder stiegen um auf Mais oder Raps, aus denen nun Energie oder Öl wird. Die Gülle der Milchfabriken düngt die Felder. Angetrieben wird die Entwicklung von Brüssel, durch die Vergabe von Subventionen. So kommt die große Politik auf den Acker von Groß Pankow. Bauchs Frau Heike, die zugehört hat, sieht das so: »Wer würde das nicht machen – seinen Acker verpachten für ein nettes Sümmchen? Aber es geht doch nicht nur um das Private. Es geht doch ums Dorf! Die Groß Pankower gehen heute nur noch zu ihrem Gartenzaun, nicht weiter.« Ihr Mann schaut sie an, nickt. Etwas Ähnliches wird uns ein paar Tage später ein Schlossermeister in Pödelwitz erzählen, einem Dorf bei Leipzig. Hinter dem Ort fressen sich Bagger in einem Tagebau in die Erde. Der Schlosser Dieter Kraneis kämpft dafür, dass Pödelwitz nicht auch »in das Loch geschmissen wird«. Einst habe es hier eine echte Gemeinschaft gegeben, dann bot der Tagebaubetreiber allen Bewohnern einen Deal an: Wenn sie wegzögen, bekämen sie ein neues Haus in der nächsten Kleinstadt. Jetzt sind von den einst 180 Einwohnern noch 30 da. Tagsüber patrouilliert ein Sicherheitsdienst zwischen zugewucherten Häusern und leeren Straßen. Was man leicht vergisst, wenn man Ostdeutschland durchquert: wie viel die Menschen hier nach dem Krieg geleistet haben. »Wir haben durchaus ein Selbstwertgefühl und sind stolz auf das, was

in 40 Jahren unter extrem schwierigen Bedingungen entstanden ist«, erzählt mir der Vater eines Freundes, den wir besuchen. Im gängigen Narrativ von der DDR findet das selten Platz, es besteht aus Schlagworten wie Stasi, Honecker, Schießbefehl, in einer seiner lächerlichen Varianten auch Banane, Sächsisch und Trabi. Die Gegenbewegung, die Ostalgie, besteht ausschließlich aus positiven Erinnerungen an eine Zeit der Sorglosigkeit und sozialen Sicherheit. Für viele ist das heute die Definition von Glück. Zu DDR-Zeiten waren es die LPGs, die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, die den Takt des Lebens im Dorf bestimmten. Dieses System brach nach der Wende zusammen, auch weil es im Markt nicht konkurrenzfähig war. An die Stelle der staatlichen Genossenschaften traten neue Besitzer, häufig »von drüben«. Die großen, unter Zwang zusammengeschlossenen Flächen waren wie gemacht für neue Generationen von Traktoren und Mähdreschern, die die Arbeit eines Kollektivs schneller erledigen konnten. Viele Menschen wurden nicht mehr gebraucht. Das Streben nach Wirtschaftlichkeit und die Vision von Ökostrom, der unendlich oft nachwächst, nagen heute an dem, was das Dorf einmal ausgemacht hat. Aber auch Energie, die unendlich ist, hat ihren Preis. Der Wandel lässt die Bindung unter den Bewohnern schwächer werden und damit das, was den Kern des Modells Dorf ausmacht. Einmal treffen wir eine ehemalige Lehrerin. Einst lebte sie in Berlin, doch sie suchte die Einsamkeit. Die fand sie im nördlichen

ANZEIGE

# Gewinnen Sie eine ZEIT-Reise für zwei Personen im Wert von 10.000 €!

Jetzt am großen Fotowettbewerb teilnehmen!  
 Neu: Sonderpreis »Deutschland«



Menschen & Begegnungen



Landschaften & Architektur



Tiere & Wildlife

## ZEIT REISEN und CEWE suchen das Reisefoto des Jahres 2017

Nach dem großen Erfolg des Fotowettbewerbs »Reisefoto des Jahres 2016« mit über 15.000 Einsendungen sucht CEWE auch in diesem Jahr zusammen mit dem Premium-Partner ZEIT REISEN vom 2. Februar bis zum 30. September 2017 das schönste Reisefoto des Jahres. Als Europas führender Foto-Dienstleister kommt CEWE so seiner Verantwortung nach, das Kulturgut Fotografie weiter zu fördern.

Sie sind herzlich eingeladen, sich mit Ihren Urlaubseindrücken zu bewerben. Gehen Sie dafür auf [www.zeitreisen.zeit.de/fotowettbewerb](http://www.zeitreisen.zeit.de/fotowettbewerb), und laden Sie Ihre Fotos in einer der folgenden Kategorien hoch: Menschen & Begegnungen, Landschaften & Architektur, Tiere & Wildlife.

- Hauptgewinn:** ZEIT-Reise für 2 Personen im Wert von 10.000 €\*
- 2. Preis:** Samsung GALAXY Tablet inkl. Jahresabo des ZEIT-Digitalpakets
- 3. Preis:** CEWE WANDBILDER Gutschein im Wert von 300 € + ZEIT-Jahresabo
- 4. – 10. Preis:** CEWE FOTOBUCH Gutschein im Wert von je 100 €
- 11. – 50. Preis:** CEWE FOTOBUCH Gutschein im Wert von je 50 €
- Sonderpreis:** ZEIT-Bildband »Deutschland neu entdecken« + Fotoworkshop (für das schönste Fotomotiv aus Deutschland)

\*Der Gewinner erhält einen Reisekostenzuschuss im Wert von 10.000 EUR, der auf eine Reise, die von ZEIT REISEN im Jahr 2017 angeboten wird, rechnet wird. Teilnehmen können maximal 2 Personen. ZEIT REISEN garantiert keine freien Kapazitäten bei der ausgewählten Reise. Überschreitet der Reisepreis der ausgewählten Reise den ausgeschriebenen Reisekostenzuschuss von 10.000 EUR für den oder die Reisenden, verpflichtet der Gewinner sich, die Differenz selbst zu zahlen. Unterschreitet der ausgeschriebene Preis den Wert von 10.000 EUR, verfällt die Differenz. Eine Auszahlung des Reisekostenzuschusses kann weder ganz noch teilweise erfolgen. Im Falle des Nichtantritts der Reise verfällt der Reisekostenzuschuss. Nach der Rückkehr des Gewinners von der Reise bitten CEWE und ZEIT REISEN um einen persönlichen Reisebericht. Der Gewinner ist mit der Verwendung des Berichts im Zusammenhang mit den Angeboten von ZEIT REISEN und CEWE für PR- und Marketingzwecke in allen Medien unter Namensnennung einverstanden.





Brandenburg, mit 67 Jahren. Nun ist sie dort, wo sie schon immer hinwollte – in der absoluten Einsamkeit eines Gehöfts, mitten im Wald, Postanschrift: Weg der Ausgebauten.

Immer wieder stoßen wir auf solche Anti-Establishment-Biografien, auch in Lindenberg, meinem Heimatdorf, 15 Kilometer von Groß Pankow und dem Ehepaar Baich entfernt. Dort lädt uns ein Marionettenspieler-Paar zum Kaffee ein. Vor 15 Jahren habe ihr Vermieter sie aus der Wohnung in der Kastanienallee in Berlin-Mitte geworfen, erzählen Claudia Neubarth und Hans Serner, also kauften sie hier einen heruntergekommenen Hof. Jetzt sitzen sie auf ihrem Grundstück. Er mit einem langen Bart, sie die langen Haare lose zum Zopf gebunden. »Die Themen der Stadt, sie wirken hier draußen so abgehoben«, sagt Serner, und seine Frau ergänzt: »Hier draußen schauen wir morgens den Wetterbericht, der teilt die Arbeit ein, dann wissen wir, was wir zu tun haben.« Der Garten mit Hühnerauslauf und Gemüsebeeten ist das Werk von zwei Freigeistern, die Bodenständigkeit und Unabhängigkeit gefunden haben. Die beiden erzählen davon, wie sie für Vorstellungen im Ort auf eine Gage verzichten und andere Gegenleistungen bekommen, zuletzt den Einbau von ein paar Steckdosen. Solche Tauschgeschäfte sind notwendig, um hier zu überleben, denn vielerorts wirkt es so, als habe der Staat sich von seinen Aufgaben zurückgezogen: Der Bus fährt in den Ferien einige Orte nicht mehr an, Krankenhäuser verlieren ihre Geburtsstationen oder werden wie in Genthin, Sachsen-Anhalt, gleich ganz geschlossen. Das nächste Theater ist zwei Autostunden entfernt, die Polizei arbeitet mit Minimalbesetzung. Wo in der Stadt Infrastruktur auf Abruf bereitsteht, müssen die Dorfbewohner sich selbst etwas einfallen lassen.

Auf dem Land hat das Versprechen von Demokratie einen anderen Klang als in den Städten. Was hat Heiko Baich zum Abschied gesagt? »Wir haben nicht das Gefühl, dass wir ernst genommen

werden.« Diesen Satz hören wir auf unserer Reise immer wieder. Politik wird nicht für die Einwohner von Gegenden wie der Prignitz gemacht, dazu gibt es zu wenige von ihnen. Noch nicht einmal die AfD scheint sich besonders anzustrengen, hier Wählerstimmen zu holen. Dabei rekrutieren die neuen Rechten, in Deutschland genau wie in den USA, ihre Wählerschaft überproportional aus solchen Regionen.

Ich frage mich, ob ich jemals hierher zurückkehren wollte. Obwohl die Region meine Heimat ist, bleibt mir die Vorstellung fremd, nach dieser Reise noch mehr als vorher. Es kostet offensichtlich Mühe, gegen die Enge anzuarbeiten, die Enge der Horizonte und die der Maschen in den sozialen Netzen, die jedes Dorf umspannen. Wer sie braucht, dem geben sie Stabilität; wer Freiheit will, muss in die Stadt ziehen.

Wir fahren auch nach Leipzig, Rostock, Dresden. Rostocks alternatives Viertel, die Kröpeliner-Tor-Vorstadt, wo Aufkleber zum Kampf gegen »Nazis« und »Bullen« aufrufen, wirkt wie St. Pauli. Die Leipziger Kunstszene ist jung und international, der Begriff »ostdeutsch« spielt hier für kaum jemanden eine Rolle.

Was uns in den Großstädten begegnet, hilft uns nicht, die Fragen zu beantworten, mit denen wir losgefahren sind: Warum ist der Osten so anders? Wenn in den Wochen vor der Wahl die Meinungsforscher anrufen, erklären hier meist doppelt so viele Leute wie im Westen, sie würden AfD wählen – um die 20 Prozent. Als das Erfurter Meinungsforschungsinstitut Insa für die Zeitschrift *SuperIllu* im Sommer nach politischen Aufregern fragte, fanden sich bei den meisten Themen zwischen Ost und West zwar nur geringe Unterschiede. Viel kritischer sehen die Ostdeutschen allerdings die Einwanderungspolitik. Und mit dem politischen System »generell zufrieden« sind nur 50 Prozent, im Westen 62 Prozent. Diese Unzufriedenheit, dieses spezifisch Ostdeutsche, wir finden es auf unserer Reise in Kleinstädten und Dörfern.

#### Kilometer 589, Zernikow in Brandenburg

Heinrich Schrader empfängt uns in seiner Garage, hinter ihm gärt Fruchtwein in einem Glasballon, neben ihm steht ein voller Aschenbecher. Heinrich Schrader, 78, sitzt im Rollstuhl. Ihm wurde das linke Bein amputiert. Schrader war einmal für ein paar Tage ein Symbol. Das war im Jahr 2004, als Gerhard Schröder Kanzler war. Schröder setzte damals seine Agenda 2010 durch – und damit Hartz IV. Der Kanzler fuhr in die Prignitzstadt Wittenberge, um einen neuen Bahnhof einzuweihen, und unter denen, die gegen Schröder demonstrierten, war auch Schrader. Er kam früh und stand in der ersten Reihe. Sein Haar war schon damals weiß, er trug einen braunen Pulli. Als der Kanzler an ihm vorbeiging, reckte er die rechte Faust in die Luft. Dann schrie er seine Verachtung heraus. Die Fotografen fotografierten den brüllenden Mann. Am nächsten Tag druckten Zeitungen Bilder von ihm. »Den Schröder, den hätten wir umgebracht damals«, sagt er. »Wie viele sind durch seine Agenda auf der Strecke geblieben?« Nicht dass er es früher leicht gehabt hätte, Schrader kennt die dunklen Seiten des Sozialismus. Erst kam er ins Gefängnis, »wegen meiner großen Fresse«, mehr will er nicht sagen. Dann verletzte er sich bei einem Arbeitsunfall an der Wirbelsäule. Er

11.–15. Oktober 2017  
**FRANKFURTER  
BUCHMESSE**  
Ehregast Frankreich



# Mehr Messe für Freunde

Im Freundeskreis versammeln sich alle Buchmesse-Liebhaber. Erleben Sie die Frankfurter Buchmesse als Privatbesucher an den Fachbesuchertagen und genießen Sie exklusive Vorteile.

## Ihre Vorteile als Freundin oder Freund:

- / Zutritt zu den Fachbesuchertagen als Privatbesucher
- / Kostenlose, exklusive Führungen über die Frankfurter Buchmesse
- / Limitierte, reservierte Sitzplätze im Lesezelt und der Open Stage
- / Nutzung der Freundeskreis-Lounge



**Jetzt Freundin oder  
Freund werden!**

[www.buchmesse.de/  
freundeskreis](http://www.buchmesse.de/freundeskreis)

[www.buchmesse.de](http://www.buchmesse.de)

[#fbm17](https://twitter.com/fbm17)



# ¥ € \$

# IS MORE

dutch  
Johannes  
Koch  
2017  
forming

Flanders  
State of the Art

Regionalverband Ruhr

Logo of the Ruhr University Bochum

Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen

Musiktheater: Cosmopolis  
Don DeLillo, Johan Simons,  
Eric Sleichim / BLINDMAN  
ab 22. 09. 2017:  
Jahrhunderthalle Bochum

**RUHRTRIIENNALE**  
Festival der Künste

hätte damals eigentlich in Rente gehen müssen, doch der Arzt sagte: »Dafür bist du zu jung.«

Als die Mauer fiel, machte er einen Dorfladen auf und ließ sich beraten von einem, der vorgab, das neue System zu verstehen. Es war keine glückliche Begegnung: »Das kannten wir im Osten ja nicht, dass einer dem anderen das Fell über die Ohren zieht.« Sein Laden ging pleite. Anders als Pötschke, der Verkäufer aus Mecklenburg, hatte Schrader keinen Ersatzplan. Nur Wut, und die ist bis heute geblieben. »Von mir aus kann die Wand morgen wiederkommen«, sagt Schrader. Damit meint er die Mauer – und das DDR-System, das ihn ins Gefängnis steckte und das sich weigerte, sich um ihn zu kümmern, als er seine Gesundheit verlor.

Die Sehnsucht nach dem Früher, wir sind ihr schon begegnet auf dieser Reise. In der gebrochenen Biografie des Kaufmanns Pötschke, der nicht klagen will. Oder in der Sehnsucht des Gärtner-Paares Baich nach einem intakten Dorfleben.

Schrader ist trotz seiner Wut sympathisch. Ich kannte ihn schon als Kind, bevor er wegzog. Er hatte seinen Laden in Lindenberg, dem Dorf, in dem meine Eltern bis heute leben. Mir sind seine Wut und seine Verachtung fremd, aber ich verstehe ihren Ursprung.

Sie wurzeln in einer Geschichte, wie wir sie auf der Reise immer wieder hören, der Geschichte einer Aberkennung: Die Welt der Vorwendezeit war nicht perfekt, aber wer sich arrangieren konnte, dem ging es gut. Das feste Gefüge des Staates versprach Sicherheit, man hatte vielleicht kein Auto, aber soziale Anerkennung, Status, das Gefühl, gebraucht zu werden. Und plötzlich, 40 Jahre nach der Gründung des Staates: bumm! Wer sollte erklären, wie das neue System funktionierte? Die alten Lehrer, Bürgermeister, Parteifunktionäre hatten nichts mehr zu sagen, Zeitungen und Fernsehsendern hatte man ohnehin nie geglaubt. Und die, die behaupteten, den Neoliberalismus durchschaut zu haben, der mit brachialer Gewalt über das Land hereinbrach, waren selten vertrauenswürdig.

Manche, wie Heinrich Schrader, der wütende Alte, haben aufgegeben und sich in ihrer Verachtung eingerichtet. Andere, wie Stefan Pötschke mit seinem »Frische-Mobil«, versuchen, etwas von früher zu retten und den Anschluss zu halten. Wieder anderen, wie dem Ehepaar Baich, geht es zwar materiell besser, doch sie haben das verloren, was aus ihrem Dorf eine Heimat machte.

Auf jeder Reise gibt es Themen, die einem immer wieder begegnen. Sie sind wie eine Bass-Spur, die einen Song vorantreibt, unauffällig, aber unermüdlich. So auch auf dieser Reise. Es ist die Enttäuschung über das, was die Wende brachte. Eine kollektive Übereinkunft über das Gute an der DDR. Die Suche nach einer Erzählung, in der man selbst einen Platz hat.

Natürlich gibt es solche, die auf dieser Suche erfolgreich gewesen sind, auch sie treffen wir. Den Pfarrer in

Meißen etwa, eine Stunde von Dresden entfernt, der die Friedliche Revolution in Leipzig mit vorangetrieben hat. Sie sind der Teil von Ostdeutschland, der aus der Vergangenheit selbstbewusst hervorgegangen ist und der seine Freiheit nicht gegen soziale Sicherheit eintauschen möchte. Dennoch bleibt die Erzählung der Zurücksetzung und Übervorteilung auf dem Land allgegenwärtig. Wir spüren es an der Verachtung, die uns in einer Kneipe in Warnemünde entgegenschlägt.

»Zwei Bier, bitte«

»Ja. Wo kommt ihr denn her?«

»Aus Hamburg und Südafrika.«

»Seid wohl vom Fernsehen.«

»Von der Zeitung.«

»Und was wollt ihr hier?«

»Nichts. Nur zwei Bier.«

»Kriegt ihr.«

»Dürfen wir ein Foto von dieser Wand machen?«

»Nein. Und nach dem Bier geht ihr.«

Oder in einer Kleingartenanlage in Rostock. Wir unterhalten uns mit einer Frau, die gerade ein Beet harkt. Nach ein paar Minuten kommt ihr Mann aus dem Gartenhäuschen, sagt zu ihr: »Du bist jetzt still!«, und zu uns: »Geht! Sofort!« Mit Journalisten wolle er nichts zu tun haben.

Oder die Kellnerin in Sachsen. Nach zwei Minuten Smalltalk erzählt sie, warum sie Sympathien für Pegida hege: »Weil die gegen die sind, die jetzt von überall hergekrochen kommen.«

Plötzlich ist da das Gespenst des fremdenfeindlichen, totalitär denkenden Osis. Früher bin ich ihm schon öfter begegnet. Häufig als Projektion jener, die vom Osten nie mehr als Berlin gesehen haben, seltener in der Realität, wie dem Mitspieler im Fußballverein. Nach einer knappen Woche in Mecklenburg und Brandenburg fahren wir weiter in den Süden, nach Sachsen. Das Bundesland hat in den vergangenen Jahren für viele Negativschlagzeilen gesorgt: Ein rechter Mob und brennende Asylbewerberheime haben Orte wie Hoyerswerda, Heidenau und Freital zu Synonymen des Hässlichen gemacht, zu einem Teil Deutschlands, vor dem man Angst hat. Diesem rechten Extrem sind wir in den ersten Tagen kaum begegnet, jetzt können wir ihm nicht mehr ausweichen.

Kilometer 896, Riesa in Sachsen

Je weiter wir nach Süden kommen, desto hügeliger wird es, statt durch Kiefernsonnungen fahren wir durch Mischwälder, die Häuser in den Ortschaften stehen nicht mehr Spalier an den Straßen, sondern sind um Kirchen oder Marktplätze gruppiert. Wir treffen Bauunternehmer, Pfarrer, die Anführer der Anti-Pegida-Bewegung, Politiker der Linken und der NPD, sprechen mit Familien und mit Künstlern, um herauszufinden, wie sich erklären lässt, dass in diesem Land die extremen

Rechten so erstarkt sind. Doch das Gespräch, das am längsten nachklingt, führen wir mit einem langhaarigen Musiklehrer, der in einer Junggesellenwohnung in Riesa lebt und hier einmal Bürgermeister werden wollte.

Riesa, 31 000 Einwohner. 50 Kilometer sind es nach Dresden. Die ehemalige Arbeiterstadt verlor allein durch die Schließung ihres Stahlwerks 12 000 Arbeitsplätze, kämpfte verzweifelt um einen neuen Ruf und wollte als Sportstadt groß herauskommen. Sie gelangte 2002 kurz in die Schlagzeilen, als es gelang, Muhammad Ali nach Riesa zu locken – und lang, als die Rechtsextremen sie zum Aufmarschgebiet auserkoren.

Wir treffen uns mit Thoralf Koß, auch er führt uns, wie so viele in diesen Tagen, zum Reden in seinen Garten. Koß, der einmal Mitglied der Grünen war, trat 2010 im Bürgermeister-Wahlkampf an. Wir hatten ihm gesagt, dass wir gern auch mit Freunden, Bekannten oder Nachbarn sprechen würden. »Ich hab ganz viel rumtelefoniert. Keiner wollte«, sagt Koß. Warum nicht? »Das ist doch klar!« Das Misstrauen, vor dem wir nach den ersten Tagen aus Mecklenburg geflohen waren, ist uns bis Sachsen gefolgt. Glaubt man Koß, habe ich dieses Misstrauen selbst mitverschuldet. Weil ich Journalist bin. »Was in den Zeitungen und Nachrichtensendungen aus den Menschen gemacht wurde, die anfangs bei Pegida mitgelaufen sind, war ungeheuerlich.«

Damit kein Missverständnis entsteht: Koß hat keine Sympathie für die Demonstranten, die seit 2014 durch die Dresdner Innenstadt ziehen – doch er sieht in dem Zuspruch, den die »patriotischen Europäer« anfangs bekamen, ein Symptom einer tiefer liegenden Krankheit und einen Schrei um Aufmerksamkeit. »Natürlich, die Menschen sind diesen

 Deutschlandfunk Kultur

# DAS FEVILLETON IM RADIO

Neugierig, lebendig und überraschend: Deutschlandfunk Kultur ordnet Realitäten, erzählt von Visionen und schafft Kultur. Wir begleiten Sie durch den Tag, informieren über das, was ist und das, was sein könnte. Bundesweit und werbefrei – über UKW, DAB+, Satellit, online und mit der neuen Df Audiothek als App.

Rattenfängern hinterhergelaufen. Aber doch nicht wegen dieses Blödsinns mit dem Abendland!« Die christlichen Werte, die Pegida zu verteidigen vorgab, seien für kaum jemanden der Grund gewesen, mitzumarschieren.

Was Koß meint: Wer die Macht hat, etwas zu deuten, bestimmt den Diskurs. Bis heute sitzen in den Redaktionen der großen Zeitungen, Magazine und Fernsehsendungen vor allem Redakteure, die im Westen sozialisiert wurden. Der Osten und seine Bewohner werden selten von Greifswaldern, Potsdamern oder Dresdnern gedeutet, sondern noch immer von Pinnebergern, Bielefeldern und Kulmbachern. Dass bis heute die *SuperIllu* mit ihrer Ostalgie im Osten in höherer Auflage als *Spiegel*, *stern* und *Focus* zusammen erscheint, ist ein Symptom dieser Entfremdung. »Die Zeitungen und Fernsehsendungen haben es nicht verstanden: Pegida war ein Aufbegehren, ein Schrei nach den Träumen, die nach der Wende beerdigt wurden. Und die Leute wussten, welche Macht sie haben, wenn sie auf die Straße gehen«, sagt Koß. In der DDR gab es noch ein Gegenüber, gegen das man antreten konnte: den Staat, der seine Bürger eingemauert hatte und ihnen die geistige Freiheit nahm. Dieser Gegner ist lange verschwunden, und all das, wogegen man nun ist, wird von einer Gruppe getragen, die in weit entfernten Städten wohnt und bestimmt, was man für richtig zu halten hat.

Es fällt schwer, Koß nicht sofort ins Wort zu fallen. Natürlich wurde Pegida von extremen Rechten getragen, natürlich gibt es in Teilen Sachsens ausgeprägte autoritäre Denkmuster, natürlich besteht ein Zusammenhang zwischen der rhetorischen Verrohung und den Brandsätzen, die auf Flüchtlingsheime geworfen werden, natürlich sind die biografischen Brüche, die viele der Menschen hier erlebt haben, keine Rechtfertigung für Hass. Aber Koß trifft einen Punkt: Die verwunderte Ablehnung, mit welcher der Rest der Republik auf die Pegida-Gänger blickte, und die pauschale Verurteilung, dass dort ausschließlich radikale Rassistens marschierten, ein Pack, machten einen Dialog unmöglich. Dabei wäre das eine Chance gewesen, um mit jenen ins Gespräch zu kommen, denen tatsächlich kein anderer Weg als Pegida ein-

fällt, um ihr Anliegen nach außen zu tragen. Die versuchen, ihre Heimatlosigkeit zu artikulieren, die ihren Neid hinter dem Ruf nach Gerechtigkeit verstecken, die sich ohnmächtig angesichts von Entscheidungen aus Berlin oder Brüssel fühlen.

Die Verletzungen der Wendezeit sind zahlreich: Vielen DDR-Akademikern wurden die Abschlüsse aberkannt, die wenigsten Betriebe überlebten, das ungeliebte, aber klare Wertesystem brach über Nacht zusammen, die sozialen Strukturen erodierten. Nichts davon erklärt allein totalitäres Denken, rechte Gesinnungen oder auch nur die Entfremdung, auf die wir bei unserer Reise so oft stoßen. Doch sie summieren sich zu etwas, das nachklingt. Es ist ein Gefühl. Und dieses Gefühl heißt Entwurzelung. Die »bei weitem gefährlichste Krankheit der menschlichen Gesellschaft« nannte es die Philosophin Simone Weil einmal.

Gegen Ende unserer Reise bin ich verunsichert. Vielleicht weil ich auf eine positive Geschichte gehofft hatte, die von Aufbruch, Gemeinschaft, von alternativen Lebensentwürfen handelt. Verunsichert bin ich, weil ich in den letzten Tagen so häufig vor Gräben stand, die so tief waren, dass ich mir nicht vorstellen kann, wie sie einmal überwunden werden sollen. Schon wenn ich nach Lindenberg zu meinen Eltern fahre, treffe ich Menschen, die sich in diesem Staat wie Bewohner eines annektierten Landes fühlen. Einige sagen »wir« und meinen damit die DDR. Andere haben sogar dieses »wir« verloren. »Demokratieentleerte Zonen« hat einer unserer Gesprächspartner diese Landstriche genannt. Das ist ein hartes Urteil, eines, das in zwei Wörtern jegliche Hoffnung zurückweist, dass es hier auf absehbare Zeit einmal anders werden könnte. Ich glaube das nicht.

Der Soziologe Raj Kollmorgen von der Hochschule Zittau/Görlitz, den ich nach meiner Rückkehr anrufe, erforscht seit 20 Jahren die Stimmungslage in Ostdeutschland, er sagt: »Im Osten sind die Leute seit der Jahrtausendwende zunächst immer unzufriedener geworden, auch wegen Hartz IV.« Obwohl der Wohlstand stetig gestiegen ist, bleibe der Osten in den Augen der Mehrheit dauerhaft hinter dem Westen zurück. Viele hätten das Gefühl, materiell schlechtergestellt und sozial nicht gleichwertig



## NATUR HAT CHARAKTER



NATURLATEX-MATRATZEN AUS DEN FEINSTEN, NACHWACHSENDEN NATURMATERIALIEN FÜR HÖCHSTEN UND GESUNDEN SCHLAFKOMFORT. HIER FINDEN SIE EINEN DORMIENTE HÄNDLER IN IHRER NÄHE  
[WWW.DORMIENTE.COM](http://WWW.DORMIENTE.COM)



**dormiente**  
BESSER GRÜN SCHLAFEN

100% **NATURLATEX**  
MATRATZEN



ORTHOPÄDISCH  
RICHTIG LIEGEN



AUSGEZEICHNETE  
KLIMAREGULATION



NATURLATEX  
UND BESTE QUALITÄT



ELEKTROBIOLOGISCHE  
NEUTRALITÄT



GESUNDHEIT  
UND NACHHALTIGKEIT

zu sein. »Die Verbitterung wuchs seit Langem, sie brauchte nur einen Anlass, um auszubrechen«, so Kollmorgen. »Den bot die Ankunft der Flüchtlinge, um die sich die Regierung in den Augen vieler Ostdeutscher viel aufmerksamer kümmerte.«

Es gibt diejenigen, die den Grund für ihre persönlichen Verletzungen nicht bei sich selbst, sondern ausschließlich im »System« suchen. Mit dieser Weltsicht hegen sie ihre Verachtung. Diese Selbstgerechtigkeit finde ich schwer zu ertragen, sie macht mich wütend, genau wie ihr Gegenteil: das verständnislose Desinteresse jener, die sich nie mit dem Osten, seinen Bewohnern und ihren Brüchen beschäftigt haben, aber sich trotzdem zu einem Pauschalurteil berufen fühlen.

Mehrere Wochen nach der Recherche rufe ich die Protagonisten noch einmal an. Welche Partei werden sie wählen? Stefan Pötschke wird wieder für die FDP stimmen. »Merkel soll schon bleiben, aber in einer schwarz-gelben Koalition«, sagt er. Ihm gefalle etwa der Standpunkt, den die FDP zu Flüchtlingen habe: »Helfen – natürlich! Aber wenn das vorbei ist, sollen sie auch wieder gehen.« Er erzählt, abgesehen vom Flüchtlingsthema sei der Wahlkampf den Leuten egal. So nimmt das auch Heiko Baich aus Groß Pankow wahr. »Keiner hier hat große Hoffnungen, dass sich etwas ändert. Viele überlegen, ob sie überhaupt zur Wahl gehen.« Baich, dem der Wahl-O-Mat an erster Stelle die Tierschutzpartei empfahl, wird wohl für die Freien Wähler stimmen. Die Linken, denen er früher seine Stimme gab, hätten ihn enttäuscht.

Heinrich Schrader, wütend wie eh, sagt: »Das ist doch kein Wahlkampf, das ist ein Clownspiel. Da krieg ich das Kotzen. Das Einzige, was man vielleicht machen kann, ist, spaßeshalber der AfD die Stimme zu geben, damit die da oben noch einen größeren Schock kriegen.« Er erwarte nichts von den etablierten Parteien. »Hier müssen alte Menschen, die dieses Land mit aufgebaut haben, im Müll nach Flaschen wühlen.« Schrader ist der Prototyp des Protestwählers. Er wird nicht für die AfD stimmen, weil sie Antworten auf die Fragen hat, die ihn umtreiben. Sondern weil sie verspricht, das System zu stören, vom dem er sich verraten fühlt. Schrader will Stress. Auch viele Bekannte von Thoralf Koß werden wohl AfD wählen. »Das ist erschreckend. Aber immer noch besser als NPD«, sagt er. Koß hat sich selbst ebenfalls von den etablierten Parteien abgewandt – und will sein Kreuz bei der »Partei Mensch Umwelt Tierschutz« machen. Von den Grünen, bei denen er einmal Mitglied war, ist er enttäuscht. Die Tierschutzpartei aber habe ihre Ideale von Ökologie und sozialer Gerechtigkeit noch nicht aufgegeben.

Wir sind mehr als 1400 Kilometer gefahren, haben drei Bundesländer durchquert und mit über 50 Menschen geredet. Fast überall stießen wir bei unserer Reise auf Narben – das ist normal, keine Biografie kommt ohne sie aus. Doch der wütende Heinrich Schrader in seiner Garage, der fleißige Stefan Pötschke mit seinem »Frische-Mobil«, der kämpfende Heiko Baich, umstellt von Windrädern, und Thoralf Koß, der einst Riesa besser machen wollte – sie alle wissen, wogegen sie kämpfen. Was ihnen fehlt, ist ein »dafür«.

21.9.2017 *N<sup>o</sup> 39* [ZEITMAGAZIN]

Hinter der Geschichte: Unser Autor Fritz Habekuß, 27, ist Redakteur im Ressort Wissen der ZEIT. Sein Heimatdorf Lindenberg in der Prignitz verließ er 2009, um in Dortmund Wissenschaftsjournalismus zu studieren; seit 2013 ist er bei der ZEIT. Habekuß kehrt regelmäßig von Hamburg in die Prignitz zurück: Er organisiert dort die »Lindenberger Frühlingskonzerte«, eine Reihe für Klassik und Jazz



Was  
schon  
zu  
gut

Die Kunst,  
Dinge neu zu ordnen

**Sonderausstellung**  
**Todd McLellan**  
**25. August – 26. November**

Heinz Nixdorf MuseumsForum  
Paderborn  
[www.hnf.de](http://www.hnf.de)